

Wort und Bild

Illustrierte Wochenbeilage

deutschen Michel zu danken." — Im Jahre 1638 erschien in Junsbrud eine Satire gegen die Sprachmengerei jener Zeit, welche beginnt:
 Ich deutscher Michel
 Versteht schier nichel (nihil, gleich nichts)
 In meinem Vaterland.
 Es ist eine Schand.
 Man tut fremde reden
 In allen Läden.
 Die Leute reden Latein und französisch,
 Halb japanisch" usw.

je nachdem mit oder ohne Boden — die Antwort zu geben, zu dem Sprichwort den Grund gelegt. Ursprünglich ist es doch aber wohl der Korb, durch den ein Liebhaber nachts zum Fenster seiner Herzogsdame aufgezogen wurde, und der im Falle einer Abweisung zum Durchbrechen des Bodens eingerichtet war. Im 16. Jahrhundert war die letztere Auffassung die vorherrschende, wie der Spruch beweist:

Virgilius seiner Kunst bergaß,
 Da er in dem Korbe saß."

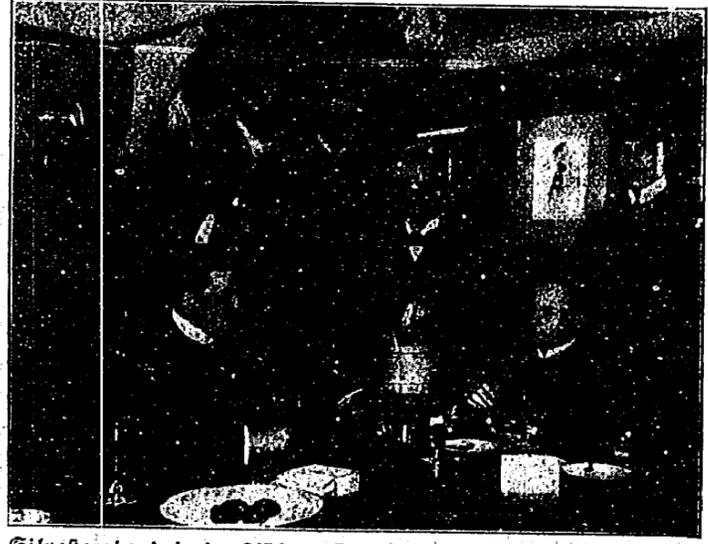
Ein Lied des 16. Jahrhunderts, „Der Schreiber im Korbe“, sagt sehr niedlich.

Bemerkenswert ist es, daß oftmals die Bezeichnung „Michel“ poetischen Bearbeitungen zugrunde gelegt wurde. Noch 1815 klagte ein deutscher Dichter in Michels Namen:

„Ich blieb der Michel und ging
 nach Haus
 Und legte mich auf den Glauben,
 Denn weil mir die irdischen hingen
 zu hoch,
 So schielte ich nach himmlischen
 Trauben, [herum,
 So bracht' ich das Mittelalter
 Gehorsam Gott und den Fürsten,
 Den einen Gang verspürend nur
 Nach Sauerkraut und Würsten.“

Das ward 1845 geschrieben. Die Jahre 1870 und 1871 haben eine wesentliche Aenderung in der Meinung der Leute vom deutschen Michel bewirkt. Eine Ironie, ein gewisser Spott liegt freilich in dem Namen „Deutscher Michel“ eingeschlossen, aber das deutsche Volk hat den Namen angenommen, damit der Satire die Spitze abgebrochen werde.

„Einen Korb bekommen“ bedeutet, von der Person, die man zu heiraten wünscht, eine abschlägige Antwort erhalten. Vielleicht hat die Ähnlichkeit zwischen einem leeren Korb und einem abschlägigen Bescheide oder die Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts, dem Bräutigam in der Tat durch einen Korb —



Silvesterabend in der Offiziersmesse an Bord eines deutschen Kriegsschiffes Atlantic

„Der Schreiber wollte gen Himmel farn,
 Und hätte weder Wagen noch Karrn,
 Sie zog ihn hinauf bis an das Dach,
 In Teufels Namen fiel er wieder herab.“

Bei Hans Sachs lesen wir einen Schwank: „Der jung Gesell sellet durch des Korb.“ Die Polen haben eine ähnliche Anekdote: Jemandem einen Erbseustrang geben.

„Sich (halb) tot lachen“ ist nicht eine bloße Übertreibung, sondern man hat geschichtliche Beispiele, daß der Tod infolge anhaltenden Lachens erfolgte: Philemon starb vor Lachen, als er einen Esel freigen essen sah, Marcolfus, als ein Affe seine Stiefel anzog, Nikolaus Grauer, als ihm der Bischof ein Vitarial schenkte. Der Satiriker Arctino lachte sich über die niederlichen Streiche seiner Schwester tot, die Erbin des berühmten Philosophen Leibniz über 3000 unter seinem Bette gefundene Dukaten; Leo X. starb vor Freude über die Siege der kaiserlichen Truppen über die Franzosen. Es existiert darüber ein besonderes Werk von R. Textor: „Verzeichnis großer Männer, die vor Lachen gestorben sind.“ H.



Neujahr 1926

Und wieder bräust ein Jahr heran —
 Frisch auf, frisch auf ins Weite!
 Was es an Freude fassen kann,
 Das bringt es zum Geleite!

Es sieht auf seiner langen Fahrt
 Der Zukunft Tore offen —
 O neues Jahr, sei edler Herr
 Und schenk uns neues Hoffen!

Unsere Rätseldecke

Neujahr-Silbenrätsel

Aus nachstehenden 35 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren dritte und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Neujahrswunsch von „Wort und Bild“ an unsere Leser ergeben:

al-an-ba-bob-be-ber-e-els-go-gur-
 heb-ja-ka-le-ken-leich-li-lu-meer-
 ne-nen-ner-nes-pö-pre-re-rer-for-
 stal-stin-sto-ten-ten-tre-tren.

Die Wörter bedeuten:

1. Stadt in Ostpreußen, 2. Jahrbuch, 3. Es-funder der Uhr, 4. Schachkammer, 5. Natur-erscheinung, 6. Zeichengerät, 7. Großindustrieller, 8. Antiker Priester, 9. Ausgestorbener Vögelstamm, 10. Bekannte Verlagsanstalt, 11. Jugend, 12. Musikalischer Ausdruck, 13. Indische Tänzerin, 14. Werkzeug.

Geteilt und ganz

Der Deutsche schwingt die ersten gern,
 Wenn aufsteht hoch der Abendstern —
 (Doch mancher schon um viere!)
 Suchst du die zweiten zu erspähen,
 Wacht du ins Maul des Ebers sehr
 Und andrer wilder Tiere.
 Ahn ganz: ein Philosoph erscheint,
 Ein Pessimist und Weiberfeind —
 Doch fort ein p radierel!



Ordnet man die Buchstabenruppen nach einer bestimmten Reihenfolge, so ergibt sich ein Neujahrsspruch.

Verwandlung

Sehr süßlich ist mein Wort und weich,
 Betriffst du es, verfinst du gleich.
 Ein Zeichen ausgetauscht mit „h“
 So siehst's in Schwärze vor dir da. Dr.

Besuchskartenrätsel

Armin Furtke
 Meran

Was war der Herr vor dem Kriege? P. M.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Wagerrecht: 1. Deln, 4. Stendal, 7. Lat, 8. Degen, 9. Elbe, 10. Rhein, 16. Gans, 20. Gnom, 21. Ehr, 22. Magdeburg, 24. Chile. — Senf-
 recht: 1. Der, 2. Juge, 3. Ei, 5. Ire, 6. See, 7. Tee, 11. Tod, 12. Ak, 13. Gufang, 14. Er, 15. Nora, 17. Orne, 18. Ton, 19. Tube, 23. All, 25. Hamm. Der, Juge, Ei, Stendal, Ite, See, Tee, Degen, Elbe, Rhein, Tod, Ale, Gufang, Deln, Er, Nora, Gans, Orne, Ton, Tube, Gnom, Ite, Magdeburg, All, Chile, Hamm, Tat = Dies ist der Tag, den Gott gemacht.
 Welterrätsel: Silbenrätsel: 1. Weiber, 2. Infant, 3. Profanen, 4. Ehr, 5. Oswald, 6. Weimar, 7. Ahne, 8. Radierel, 9. Dufawa, 10. Dfen, 11. Osten = Ein frohes Neujahrswort!
 Welterrätsel: Die Anzahl der Dreiecke unter den Feldern zeigt den Weg zur Lösung. Man beginnt mit den Buchstabenruppen über einen Dreieck, geht zu denen über zwei Dreiecke über usw. Der Text lautet: Die Glocken läuten mit festlichem Laut, die Sterne der Christnacht schimmern, und hinter den Besten heimlich und traut beginnt ein Leuchten und Zimmern.



Das Go-Gericht. Prof. Ferd. Brütt, Düsseldorf, hat für das neue Amts- und Landgericht in Lüneburg ein großes Wandgemälde geschaffen, das eine mittelalterliche Gerichtssitzung in der Halle darstellt. Der richtende Gaugraf sitzt vor der uralten Eiche und hält den weißen Stab, der über dem Verurteilten zerbrochen werden soll. Zu beiden Seiten sitzen die Schöffen, links unter ihnen steht der Kläger. Ganz vorn im Rund steht der Beklagte; rechts sieht man den Büttel mit seinem Hunde. Das gewaltige Gemälde bedeutet ein kulturgeschichtliches Dokument ersten Ranges. W. H. Krenzien

Der Mensch und die Welt

Eine Neujahrsbetrachtung von Rabindranath Tagore.

(Nachdruck verboten.)

Die Kultur der alten Griechen wurde zwischen Stadtmauern großgezogen. Ja, alle modernen Kulturen haben eine Wiege von Stein und Mörtel.

Solche Mauern hinterlassen tiefe Spuren im Geist der Menschen. Wir ziehen trennende Schranken zwischen Nation und Nation, Wissenschaft und Wissenschaft, Mensch und Natur. Und so erwacht in uns ein starkes Mißtrauen gegen alles, was jenseits dieser von uns errichteten Schranken ist, und es kostet allemal einen harten Kampf, bis wir ihm Aufnahme und Anerkennung gewähren.

Als die ersten arischen Eindringlinge in Indien erschienen, war es ein ungeheures Waldland, und die Ankömmlinge wukten sich dies bald zunutze zu machen. Und die verschiedenen arischen Stämme mit ihren patriarchalischen Häuptlingen ließen sich in den verschiedenen Waldgegenden nieder, die ihnen reichlich Nahrung und Wasser und außerdem den Vorteil eines natürlichen Schutzes boten.

Man könnte glauben, daß solch Leben die Wirkung hätte, den menschlichen Geist abzustumpfen und jeden Antrieb zum Fortschritt verkümmern zu lassen, indem es den Menschen auf tieferer Stufe festhält. Aber beim alten Indien sehen wir, daß die primitiven Verhältnisse des Waldlebens den menschlichen Geist nicht in seiner Entwicklung hemmten, sondern ihm nur eine bestimmte Richtung gaben. Da er mit dem lebendigen Wachstum der Natur in beständiger Verührung war, konnte in ihm nicht der Wunsch entstehen, seine Herrschaft dadurch auszuweiden, daß er das Erworbene mit Mauern gegen sie abgrenzte. Er wollte letzten Endes nicht erwerben, sondern sich innerlich zu eigen machen, indem er mit seiner Umgebung wuchs und in sie hineinwuchs. Er fühlte, daß die Wahrheit allumfassend ist, daß es so etwas wie gänzliche Absonderung in der Welt nicht gibt, und daß der einzige Weg, zur Wahrheit zu gelangen, die wechselseitige Durchdringung unserer Wesens mit allen Dingen ist. Diese große Harmonie zwischen dem Geist des Menschen und dem Geist der Welt zu verwirklichen, war das Bestreben der Waldweisen im alten Indien.

Später kam eine Zeit, wo jene Urwälder bebauten Feldern weichen mußten und reiche Städte überall emporblühten. Mächtige Königtümer wurden gegründet, die mit allen Großmächten der Welt im Verkehr standen. Aber selbst auf der Höhe seiner wirtschaftlichen Blüte blühte die Seele Indiens immer mehr mit abtender Verehrung zurück in jenes alte Ideal unermüdeten Strebens nach Vollendung und auf die Erhabenheit des einfachen Lebens in der Waldkluft.

Wenn des Menschen Bewußtsein sich nur auf die unmittelbare Umgebung seines Ichs beschränkt, so können die tieferen Wurzeln seiner Natur keinen dauernden Halt finden, sein Geist ist immer am Rande des Verhungerns, und an Stelle von gesunder Nahrung müssen ihm Reizmittel dienen. Dann verliert der Mensch seine innere Perspektive und mißt seine Größe nach seinem Umgang und nicht nach seinem Lebenszusammenhang mit dem Unendlichen; er beurteilt seine Tätigkeit nach dem Grade seiner Bewegung und nicht nach dem ruhigen Gleichmaß, worin sich die Vollendung ausdrückt — der Ruhe, wie sie der Sternenhimmel hat und der ewig dahingleitende Tanz der Schöpfung.

Es erfüllt mich mit großer Freude für die Zukunft des Menschengeschlechts, wenn ich daran denke, daß es in ferner Vergangenheit eine Zeit gab, wo unsere Dichter-Propheten, vom verschwenderischen Sonnenschein des indischen Himmels überströmt, die Welt in freudigem Erkennen der Verwandtschaft begrüßten. Diese alten Seher fühlten in der reinen, klaren Tiefe ihres Gemüts, daß dieselbe Kraft, die in den unendlich mannigfaltigen Formen lebte und wirkte, sich in unserem Innern als Bewußtsein kundgibt und daß in ihrer Einheit kein Bruch ist. Selbst der Tod war für sie nicht eine Kluft auf dem Gefilde des Daseins. Sie begriffen mit der gleichen heiteren Seelenruhe, das Leben im Moment des Kommens und im Moment des Scheidens. Sie wukten, daß das bloße Erscheinen und Verschwinden nur an der Oberfläche ist, wie die Wellen auf der See, aber das Leben rinnt weiter im ewigen Strom, der nie verfallt und nie versiegt.

Neujahrsspruch / Von Hans Bethge

Was ist ein Jahr? Ein wilder Schrei.
Ein süßer Klang, zu schnell vorbei.

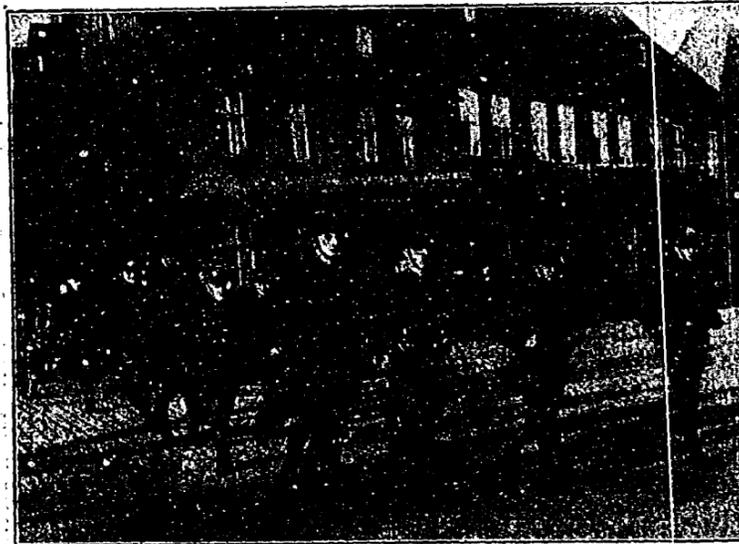
Dem einen wird's zum Glücke,
Den andern bricht's in Stücke.

Ich wünsche dir ein Jahr, das sei
Von schöner, sanfter Melodei.

gibt und auch sein Wesentliches zu geben vermag. -- In innigen Gedächtnissen („Jugend und Tod“, „Gedichte“, „Die kühlen Wälder“) rief er Stimmungen wach, löste er Gefühle aus, die uns im Trubel des Daseinstampfes verloren gehen wollen. In seinen Novellen und Romanen („Der Buddha“, „Das Kreuz von Eisen“, „Die Rose von Siddeheim“ u. a.) rief er seine Gemeinde mit sich fort und erschloß ihr sein Erleben im Heim und in der Welt, die er auf langen Reisen studierte. In seinen Betrachtungen brachte er Unzählige die Großen des Geistes nahe, die vielen mit ihren Werken allein noch fern blieben. Literatur und Kunst sind seine Tummelplätze (besonders sind seine Kunst- und kulturhistorischen Schriften über „Mailand“ und „Sizilien“ zu erwähnen), sind ihm die Fundgruben, die er für seine Leser aufsuchte, an das Tageslicht zauberte und auch bereicherte: „Deutsche Dichter und ihre Werke“, „Das Schillerbuch“, „Toskan“, „Hölderlin, der Dichter des Ideals“, stehen neben dem „Garten der Romantik“ neben der Sammlung höchst anschaulicher Reiseschilderungen aus Abends- und Morgenland „Die Welt voll Sonne“ (Verlag Carl Neuber, Dresden) und vielen, vielen anderen Büchern. Als seine eigentliche dichterische Lebensarbeit aber ist wohl „Die neue Bibel“ zu bezeichnen, worin er nach umfangreichen Studien und Reisen im Heiligen Lande die Lehre Christi für den Menschen von heute — und zwar unter Zugrundelegung der Evangelien — gestaltet hat, ein Werk, das von der gesamten Kritik (auch von der theologischen) als ein „führendes Lebensbuch ohne gleichen“ bezeichnet worden ist und seinem Verfasser die dankbarste und freudigste Anerkennung aus allen Kreisen des Volkes eingetragen hat. Professor Rudolf Eucken, der größte heute lebende deutsche Philosoph, nannte es „jenes große und wichtige Werk, das einer starken inneren Sehnsucht unserer Zeit entgegenkommt.“ (Verlag Gustav Fischer, Berlin-Lankwitz).

Noch genug der Beispiele aus der stattlichen Reihe der Bücher. Hier, in diesem Blatte, hat Felix Lorenz allein genug schöne Gaben hingebreitet. Sein damals ganz neuartiger Roman „Der Turm zu Babel“ eröffnete den Reigen, seine Gedichte „Herbstlieder“, „Gottesfahrt“, „Der Traum vom Glück“, „Menzel“, fanden freundige Zustimmung, und mit der Betrachtung zum diesjährigen Weihnachtsfest sind wir seinen Spuren bis in die allerjüngste Zeit gefolgt. Er gab diesem Blatt sein Gepräge, und wir beglückwünschten das Blatt dazu. Es hat einen Schriftleiter, der dank seltener Gaben und reicher Gestaltungskraft nicht nur viele Buchstaben umeinanderreihen konnte, sondern ihnen auch den Geist mit auf den Weg gab zu seinen Freunden, den Lesern, dem Endziel seiner Arbeit.

Viel Freude hat Felix Lorenz von seinem Lebenslauf aus schaffen können, und viel Freude möge darauf wieder auf ihn zurückstrahlen, der sein reiches Innenleben, sein großes Wissen widmete allen, die ihm begegnen in diesem, seinem Blatte, das sonst nur sein Mund für alle anderen ist, heute aber einmal von ihm selbst etwas sagen soll.
Ernst Sobel.



Die Schüler-Feuerwehr zu Wernigerode im Harz die einzige ihrer Art in Deutschland. Unsere Aufnahme zeigt Übungen eines Löschzuges in den Straßen der Stadt. Atlantio
Bild unten: Die Königin der Mode
Nach dem Vorbild von London, Paris und New York wurde von der Berliner Mode-Industrie zum ersten Male die „Modedönigin“ (Grl. Gowanowitsch) gewählt und „gekront“. Der Wettbewerb war nur für betriebsfähige „Mannequins“ veranstaltet. Fotoaktuell



Geflügelte Volksworte

(Nachdruck verboten.)

Der Ausruf „Deutsch der Sang und Klang“ erregte in unserem Leserkreis besonders starkes Interesse, wie uns zahlreiche Zuschriften beweisen. Wir lassen hier noch eine Reihe dieser volkstümlichen Redensarten, die im deutschen Volk leben, mit den dazugehörigen Erklärungen folgen.

„Einen in den Sack stecken.“ Der deutsche Freiherr Rauber von Blankenstein, geboren 1507, gestorben 1577, überwand im Ringkampf um Helene Schonegin oder Schanzgroppe, eine natürliche Tochter Maximilians II., seinen Mitbewerber, einen spanischen Grande, und steckte ihn in den Sack. Viele Bewerber trachteten nach der Hand der schönen Dame, besonders der spanische Sidalho und dieser Ritter Rauber. Zwischen beiden fand auf Maximilians Geheiß der originale Wettkampf statt. Rauber war Hofkriegsrat und durch einen enormen langen Bart bekannt; er stand in Diensten Maximilians, der, 1527 geboren, 1576 starb.

„Meer und der“ gilt für etwas Außerordentliches, man kann zweifelhastig sein, ob man sich nicht lieber zu der Schreibung „Wärwunder“ bestimmen soll. Erstere Auffassung bezieht sich auf die vielen Wundergestalten des Meeres, unter denen die Nixen und Meerweibchen die bedeutendsten sind. Die andere Schreibung erinnert an die reiche, wunderbare Genere der Sage (Märe) und des Märchens. Welche von beiden Auffassungen die richtige ist, bleibe dahingestellt.

„Der deutsche Michel.“ Die verschiedenen Völker pflegen sich gegenseitig mit einem Personenamen als Kollektivbegriff der ganzen Nationalität zu bezeichnen. So heißt der Engländer „John Bull“, der Nordamerikaner „Bruder Jonathan“, der Franzose „Jean Foutre“, der Holländer „Mijnheer“ und der Böbel endlich „Jan Hagel“. Wenn man nun jenseits des Rheins die Deutschen „Michel“ genannt hat, so liegt dem vielleicht der Name Michel zugrunde, vielleicht aber auch das althochdeutsche mihil, mittelhochdeutsch nichel, gleich umscholten, kloßig, stark. Es liegt nahe, diese Bezeichnung auf eine historische Persönlichkeit zurückzuführen. Man hat dazu den Michel Obertraut ausgerufen, der 1620 bis 1622 Generallieutenant des Dänischen Königs war und sehr glücklich gegen Spanien kämpfte. Bei jedem Vorstoß, den man errang, hieß es: „Das haben wir dem“

Die geheimnisvolle Stunde

Erzählung von F. Frick-Schillings

Mit Zeichnungen von Ferd. Almesch

(Vierte Fortsetzung und Schluß)

(Nachdruck verboten)

„Gibt mir was zu essen!“ sagte ich knurrig. Keine meiner Gattinnen rührte sich. Endlich sagte die Jüngste: „In unserer gestrigen Zusammenkunft haben wir beschlossen, die Männer nicht mehr zu bedienen, sondern unsere eigenen Forderungen durchzusetzen. Wir wollen an euren Geschäften teilnehmen, insbesondere den politischen!“

„So!“ lachte ich höhnisch. „Ihr wollt also das männliche Proletariat vermehren? Eine reizende Aussicht!“

„Nebrigens herrscht eine schauerhafte Fleischnot.“ bemerkte jetzt meine zweite Ehegattin. „Durch das gestrige Unwetter sind alle Fische im See vernichtet worden. Wenn ihr etwas schlauer wärt, hättet ihr schon längst ein paar Waffen erfunden, mit denen man anderen Tieren zu Leibe gehen kann. Die ewigen Fische sind nachgerade langweilig!“

„Nun, wenn wir sie nur hätten!“ sagte Nummer drei, eine sehr fette Dame. „Diese Schafsköpfe, die sich bei den Männer-versammlungen immer auf die falsche Seite setzen, wollen ja aber nicht zulassen, daß wir etwas von benachbarten Seen einführen! Man sollte die Kerle verhungern lassen.“

Ich war schlechtester Laune und gab der Bier-ten, die nichts gesagt hatte, eine Maulschelle. Dann zogen sich meine Eheviertel auf ein Nachbarstrolager zurück, und ich überließ mich dem Schlafe. Aber allzubald wurde ich auch darin gestört, ein riesiger Saurier machte mir seinen Besuch und beschnupperte mich mit der Schnauze, so daß ich erwachte. Ich gab ihm einen Schlag auf die Nase — und der Dicht-häuter wälzte sich brum-mend wieder von dannen.

Nicht lange darauf bemerkte ich, daß unsere Pfahlhütte an allen vier Ecken brannte. Gefährliche Feinde hatten sie unbe-merkt angezündet. Ich rief meine Weiber; wir be-schlossen, eine andere Hütte in der Nähe aufzusuchen. Das geschah. Wir fanden eine, in der ein hilfloser Greis lag. Nach-dem ich ihn in den See geworfen hatte, machten wir's uns ohne weiteres in dem neuen Heim gemütlich. Wegen Abend-schwann ich zur Männer-versammlung, steckte unterwegs zur Revanche eine andere Hütte ein bißchen in Brand und kniff einer jungen Zeitgenossin, die einen schwarzen Bubikopf besaß, mit Gefühl in die Wange, worauf sie wütend erwiderte: „Sie g'schert Pfahlbauer Sie!“ Leider wurde ich in der Versamm- lung Zeuge wüster Szenen; man war gerade dabei, einen wohlachtbaren Mitpfahlbauer, der eine andere Parteimeinung als die übrigen vertrat, nach alten Regeln der Kunst zu vierteilen.

„Hole euch der und jener!“ rief ich, als ich dies Beginnen sah — „ich habe von diesem Zeitalter genug!“ Und im Nu war die Männer-versammlung aufgelöst. Ich meinerseits aber verwandelte mich stracks in eine andere Haut. (Fortf. folgt.)

Unserem 50jährigen Schriftleiter!

Von all den äußeren Dingen, die den Menschen unserer Zeit auf seinem Lebenswege beeinflussend begleiten, ist eines vor allem wichtig, ist eines zur unbedingten Notwendigkeit geworden: die Zei-tung. Im Laufe ihrer Entwicklung ist sie zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel, einem wegweisenden Führer geworden. Niemand will oder kann heute die Zeitung vermissen, diese unererschöpfliche Quelle der Belehrung und Unterhaltung, die ihre Leser mit hineingiebt in

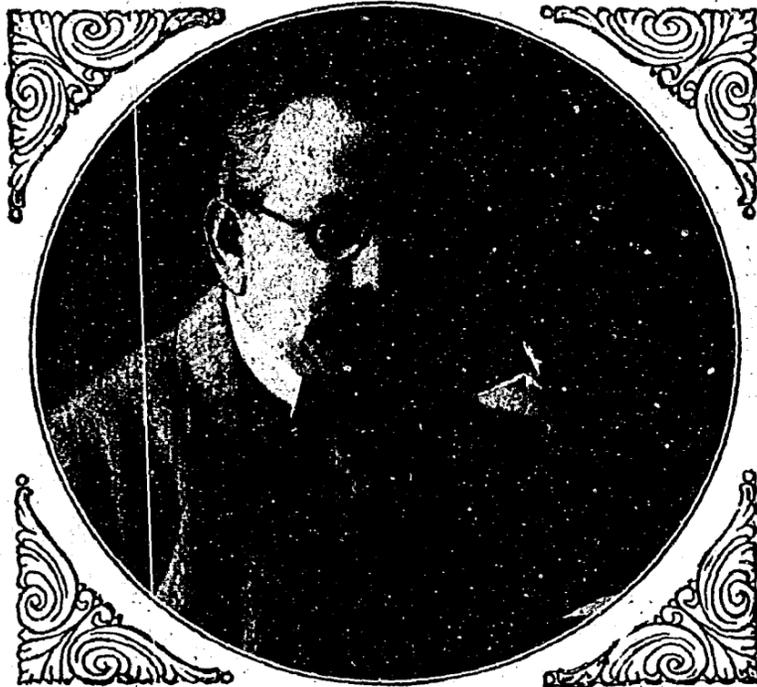
das große und kleine Geschehen der Welt, die ihn verbindet mit dem Schicksal all seiner Mitmenschen.

Die dünnen weißen Blätter tragen eine schwere Last in sich und laden sie freigeig; stets neu und vervollkommen, auf den Tisch der Menschen, die durch sie zum Leser werden, der wichtigsten Persön-lichkeit auf Gottes weiter Welt, wie die Zeitungslente meinen. Denn erst durch den Leser gewinnt die Zeitung Leben, Bedeutung, Fruchtbarkeit. Erst die Denkarbeit des lesenden Menschen schenkt den toten Buchstaben die Kraft, Gestalt anzunehmen und zu wirken. An das Wort aber reiht sich das Bild, verbindet sich lebendig mit ihm und vermittelt dem Leser eine plastische Anschauung von allem Geschehen, das die Zeitung oder die Zeitschrift in der denkbar größten Mannigfaltigkeit ihren Lesern berichtet.

Unendlich weit ist das Arbeitsfeld dessen, der leitend der Schrift gegenübersteht. Und alles möchte er erfassen und dem Leser darbringen, hübsch sorgsam bereitet, fix und fertig zum Genuß, zum Aufnehmen, zum Verarbeiten. Ein Mahner und Wecker soll der Schriftleiter sein, kritisch muß er wählen für seine Leser, alle Schwierigkeiten der Zusam-menhänge hat er zu beseiti-gigen, als getreuer Helfer muß er in allen Dingen, zu jeder Zeit und überall be-reit sein, das zusammen-zutragen und in bequem-ster Form festzuhalten, was die Freunde seines Blattes von ihm erwarten.

Er ist der lebendige Sinn hinter all den schwarzen Buchstaben, die dem Leser aufsteigen und ihn auf-merken machen. Darin heißt es auch oft genug: Dies ist die Zeitung dieses oder jenes Mannes — des Schriftleiters nämlich — oder: dort schreibt der und der und deswegen lese ich das Blatt! Was wir alle bei einem Buche für selbst-verständlich halten, das Ge-denken an den Verfasser, ist bei der sonstigen literari-schen Kost, der Zeitung — immerhin eine Ausnahme. Und das ist gut. — Obwohl die Anerkennung der Leser für den Zeinigungsman höchstes Gut und letztes Ziel seines beruflichen Strebens ist, soll sie dennoch nicht allzuviel und allzu persönlich in Erscheinung treten. Der Schrift-leiter soll als Vertreter des öffent-lichen Wohls unbeirrt seinen Weg gehen, unbeeinträchtigt von Einzelmeinungen. Wenn nun aber der lange Abschnitt eines erbeits- und erfolgs-reichen Lebens vor uns liegt, den ein Schriftleiter von außergewöhn-lichen Kenntnissen und Erfahrungen als Mensch, Redakteur, Schrift-steller, Dichter und Forscher ganz der Allgemeinheit widmete, dann können wir uns einmal frohgemut desjenigen erinnern, der die toten Buchstaben in diesem Blatte zusammensetzte und ihnen seinen Sinn gab, der draußen wirken durfte. Ihr lieben Leser, die ihr die Wirkung seiner Arbeit an Euch beobachten konntet, und wir, die in der Nähe das Werden seiner Arbeit belauschten, wollen sein Werk, soweit es bisher vollendet ist, heute kurz im ganzen überschauen.

Felix Lorenz, der nunmehr fünfzigjährige Schriftleiter unseres Blattes, wurde den Lesern dieser Zeitschrift vor rund zwei Jahren vorgestellt, als er die Redaktion des damaligen 66. Jahrganges übernahm. Der Verlag plauderte aus, was dieser hochbegabte, unermüdbare Mann schon ersehnt und erlebt, erarbeitet und geleistet hatte. An 40 Bücher — so hieß es damals, haben Felix Lorenz zum Verfasser. Der überaus starke, angenehme und doch tiefgründige literarische Niedererschlag einer außerordentlich vielseitigen, aufrechten, genußvollen und bei allem sachlichen Ernst doch herzlich frohen Persön-lichkeit ist in diesen Werken vereinigt. Lorenz ist kein Bißschreiber, aber er schrieb viel Gutes; er ist kein „moderner Mensch“, der die überspannten Gedankengänge einer aus den Fugen gegangenen Zeit aufgreift und mit spielerischer Gewandtheit effektivsahend in die Menge wirft. Er ist der Mann des gediegenen Fortschritts, der in Wort und Bild seinen Teil beiträgt zur Vermehrung des Wissens, zur Bereicherung der Ruhestunden. Ein Mann, der selbstlos sein Werk



Felix Lorenz wurde 50 Jahre alt

In einem kleineren Badeort findet ein Kurhausball statt, auf dem sich zwei Freunde, der ältere Dr. Waldau und der jüngere Professor Richard Wendlandt, über eine (schöne Frau unterhalten, Frau v. Saltern (eine entfernte Verwandte des ersteren), welche die seltsame Gewohnheit hat, jeden Ball oder jede gesellschaftliche Veranstaltung kurz vor der zehnten Stunde zu verlassen. Niemand kann sich dieses Rätsels erklären. Dr. Waldau warnt den jüngeren Freund vor dieser „Sirene“, wie er sie nennt, denn er merkt, daß Wendlandt fest in die schöne Witwe verliebt ist. Jedoch läßt sich Wendlandt nicht von seiner Verehrung abbringen. Am nächsten Morgen auf dem Wege zur Brannenballe sieht er zu seiner Heberachtung Frau v. Saltern in Begleitung eines fremden Herrn daherkommen. Er belauscht ihr Gespräch, als sich beide auf einer Bank niedergelassen haben.

In diesem Gespräch weiß sie die Werbung des neben ihr stehenden Colbar trotz ihres Schuldgefühls gegen diesen mit der Begründung ab, daß sie nie wieder betreten würde, um reich und unabhängig zu bleiben. Wendlandt erregt das Versehen des Dr. Waldau und bittet um die bestmögliche Aufklärung. Der Herr sieht ihm am Nachmittag sein Tagebuch aus der Zeit seines als Herr von Saltern an den Waldau zu, aus dem er erntet, daß der alte Herr von Saltern zwei Söhne, Bruno und Benno, hinterließ, die aus seiner gut Ehe stammten. Der Besitz der Familie erhielt der ältere die halbe Bruno, während der jüngere, hochbegabte gesunde Benno den Rest ausging. Die Brüder hatten als einzigen Vererber eine entfernte Verwandte, Frau von Pechow, bei der eine arme hübsche Witwe, Eugenie von Schwalbach, als

Gesellschaftlerin angeheiratet war. Diese verstand es geschickt, alle Welt über ihr wahres Wesen zu täuschen. Reich wollte sie werden um jeden Preis. Für alle Fälle aber hielt sie sich einen jungen Anwalt — Colbar — in Bereitschaft, falls kein reicher Mann sie begehren sollte. Aber auch Benno von Saltern gehörte zu den Anbetern der schönen Eugenie. Eines Morgens schrieb er ihr seine Werbung und bat zum Zeichen des Einverständnisses um eine Stelle von ihrem Lieb. Als er den Brief noch in der Hand hat, erscheint ein ab-gewiesener Freier Eugenie's und deshaib ihr Zofe, Alfred Biese. Er ver-sucht, Benno umzustimmen. Als ihm dies mißglückt, todt er ihn aus dem Zimmer, kehrt allein zurück, und verbessert in dem Brief die Unterschrift „Benno“ in „Bruno“. Dann läßt er den Brief durch einen Diener befördern und begibt sich zu Bruno. Dieser ist sehr erstaunt, als er von Biese vernimmt, daß Eugenie ihr ihn, den Krüppel, eingenommen sei, daß sie beide am besten zusammen pasten, und daß Benno für sie gar nicht der Rechte sei. Schließ-lich geht er ihm die Fällung des Briefes, worüber Bruno zuerst entsetzt ist, vor. Er stellt dann selbst seinem Bruder schmerz mit, wie Biese mit dem Brief verfuhr. Als dann nach drei Tagen, wie Biese vorausgesehen hatte, Bruno von Eugenie — natürlich nur wegen seines Geldtums — die hane Schlette erblickt, war Benno in seinem Schmerz fast dem Wahnsinn nahe. Er ließ aber niemand merken, wie es in seinem Innern ausah, abgesehen sein Herr nicht zur Ruhe kam, je näher der Tag der Vermählung heranrückte. Biese bogegen triumphierte; er wählte, daß Brunos Vertrauten zu ihm unerschütterlich war, hatte er doch ihm sein unterbrochenes Glück zu verdanken.



Eugenie merkte sehr bald, daß Biese ihr ge-fährlich werden könne, und daß er ihren Einfluß auf den energielosen Bruno sehr beeinträchtige, aber sie bemühte sich ver-gleichlich, Biese von seinem Vertrauens-posten zu verdrängen. Darum war sie froh, daß die Hochzeit so bald sein sollte, denn sie hoffte, daß es ihr als Brunos Frau doch gelingen würde, den fatalen Hausfreund loszuwerden. Sie hatte keine Zeit zu verlieren, denn das Testament war noch nicht aufgesetzt, das sie zur Univerfalerbin machte, und wie leicht konnte Biese oder — der Tod ihre Pläne kreuzen!

So stolz sie auch war, Ge-bieterin auf Saltern zu werden, sie hatte doch nicht den Mut, bei Sonnenschein und Gloden-geläch an der Seite eines Krüppels zum Altar zu gehen; sie bat Bruno, die Trauung abends um zehn Uhr festzusetzen und keinem Menschen außer Biese und Benno den Tag zu verraten, und Bruno war natürlich mit allem einver-standen.

Unvergeßlich wird mir der Tag vor der Hochzeit bleiben, als ich zu Frau von Pechow wollte und zufällig Eugenie im Park auf und ab gehen sah. Am Abend vorher hatte Bruno seiner schönen jungen Braut den Familienschnuck der Saltern überhandt: eine lange, schwere Kette mit einem Medaillon, und ich wußte, welche Heberwindung es den Nerven gekostet hatte, seine unschönen, verzerrten Züge in den wertvollen Brillantrahmen zu tun.

Da stand sie nun, kaum sechs Schritte von mir, dem ungeahnten, von dichtem Ge-sträuch verdeckten Zeugen, ent-fernt, mit der mittelalterlichen Braunkette um den schönen Hals, und hielt das Miniatur-bild ihres Verlobten in der Hand.



„Da fiel seitwärts auf einer dunklen Galerie der kleinen Hauskapelle ein Schuß.“

Lange sah sie es an, und es schien, als wollte sie auch nur einen Zug entdecken, der ihr seine abstoßende Sphäre sym-pathischer machen könnte. Aber je länger sie es betrachtete, um so trüber wurde ihr Bild. Ein bitteres Lächeln suchte um den feingeschlittenen Mund — dann sank die unglückliche Braut laut aufweinend auf den Rasen nieder.

Ich schlich mich tief erschüttert und mit der Ahnung kommenden Unheils davon.

Das sollte denn auch nicht lange auf sich warten lassen.

Am Abend desselben Tages wurde Benno krank und sieberte heftig. Brunos Anerbieten, den Tag seines Glückes, wie der Vernunft ihn nannte, zu verschieben, wurde aber von ihm auf das bestimmteste abgelehnt. Als dann am nächsten Abend um zehn Uhr die sehr blasse Braut ganz in weißer Seide und mit dem Myrtenkranz im Haar neben dem kleinen Budigen vor dem Altar kniete, die Ringe gewechst und das letzte Amen gesprochen war, da fiel seitwärts auf einer dunklen Galerie der kleinen Hauskapelle ein Schuß. — Benno war tot.

Ein Jahr nach diesem schauerlichen Trauungstage starb Bruno von Saltern um dieselbe Stunde, fast in derselben Minute wie sein Bruder. Der gebrechliche Körper des un-glücklichen hatte den furcht-baren Selbstanklagen nicht lange Widerstand leisten können. Jedenfalls hatte ihm aber den Todesstoß ein Brief Biese's ge-geben, der ihm Eugenie's Ver-hältnis zu Colbar enthüllte.

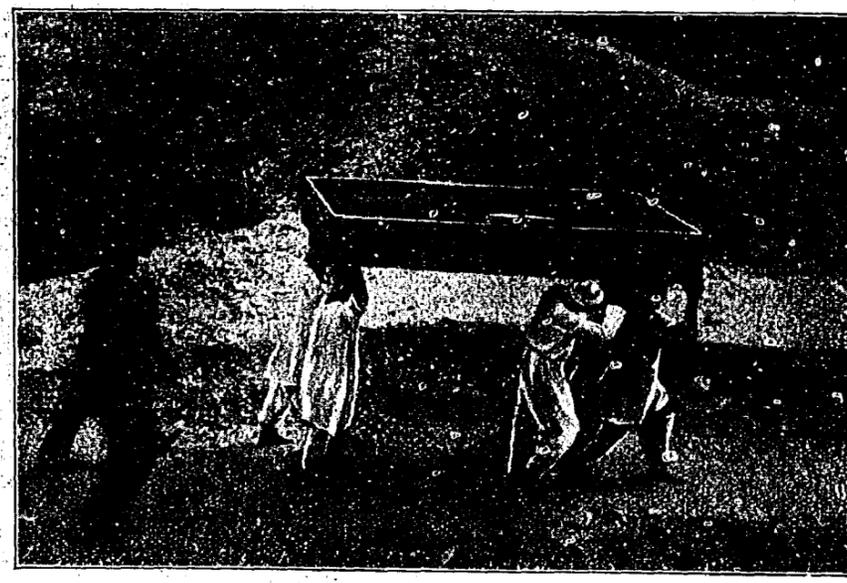
Biese verschwand in der Nacht nach Bennos freiwilligem Tode und ließ lange nichts von sich hören. Bis er nach Jahres-frist in seinem unverföhlichen Haß gegen Eugenie seinen Trumpf ausspielte und an Bruno den gefährlichen Brief sandte, der ihre Verehrung und Geldgier in den grellsten Farben schilderte. Bruno las dieses unheilvolle Schreiben

und versiel durch die übergroße Aufregung in schweres Fieber. Das stille, wohlthätige Walten seiner reizenden Frau hatte sie ihm doch lieber werden lassen, als er nach Beunos' Tode für möglich gehalten.

Bruno lag lange Zeit bestimmungslos, erst wenige Minuten vor seinem Tode erkannte er Eugenie wieder. „Fluch dir und deiner unheimlichen Schönheit,“ kreischte er, die Hände abwehrend vor das Gesicht haltend, „nein, dir nicht, dir fluche ich nicht, nur dem Auge des Mannes, das dich und deine lügenhafte Schönheit um diese Stunde schaut!“ — Damit starb er, als die Uhr gerade zum Schläge zehn ansholte.

Damit ist meine traurige Geschichte eigentlich beendet. Eugenie konnte die ersehnte Erbschaft erst nach einigen Monaten, nachdem sie von einem schweren Nervenzusammenbruch genesen war, antreten und verließ Schloß Saltern, um es nie wieder zu betreten. Sie ist nun reich und unabhängig, aber der Fluch ihres Mannes hat sie für immer aus den Reihen der glücklichen und innerlich frohen Menschen ausgestoßen.

Und ich finde diese Strafe nur gerecht. Was würde aus den Rechten des Herzens, aus den Gesetzen der Natur, wenn das Weib, die Priesterin der Schönheit, diese Rechte nicht wahr, diese Gesetze nicht heilig hält? Alles will ich einer schönen Frau verzeihen, aber ein Leben voller Lüge und Berechnung niemals!



Assessor Wendlandt legte das Tagebuch auf den Tisch und starrte lange regungslos vor sich hin, in ihm gärte es wild und schmerzvoll. Er mußte erst wieder mit sich ins Reine kommen.

Da schlug es drüben vom Kirchturm zehn. Er sprang auf und eilte auf den Balkon. Von hier hatte er oft nach den Fenstern der teuren Frau mit sehnsüchtigen Augen hinübergepäht. Das würde er nun nicht mehr tun; morgen schon wollte er seine Koffer packen, um aus ihrer Nähe zu fliehen, und sie zu vergessen suchen.

Doch was war das? — Ihre Fenster so hell erleuchtet, es sah ja aus, als ob Flammen — bei Gott, ja, Feuer! Feuer!

Mit Riesenschritten sprang Wendlandt die Treppe hinab und eilte über den breiten Wadepfad bis vor Eugenes Haus. Da sah er, daß ihm schon jemand zuvorgekommen war, ein Mann sprang von der Treppe, die vor dem Hause stand,



Die Mysterien des Pharaonengrabs
Erste authentische Aufnahmen der letzten Bergungsarbeiten im Grab Tutankhamons bei Luxor in Ägypten (dem alten Theben). Unser Bild oben zeigt den Transport des Sarkophags des jugendlich verstorbenen Königs unter militärischer Bedeckung. Bild unten: Der Sarg Tutankhamons wird aus Tageslicht befreit. Das Gesicht, das 5000 Jahre alt ist, zeigt sich von völlig unveränderter Größe und Gestalt. Presse Photo

herunter und eilte nach oben. Aber die Bode, die ihm öffnete, versicherte, daß das Feuer bereits gelöscht sei, es sei nichts geschahen, nur die Gardine sei heruntergebrannt. Die gnädige Frau sei mit dem Licht unbefähigt gewesen; jetzt sei nichts weiter notwendig, als Ruhe, damit die gnädige Frau sich von ihrem Schreck wieder erholen könne.

Lothar — denn er war der Lancher auf der Treppe gewesen — hatte Eugenie noch einmal sehen wollen, bevor er die Stadt verließ. Sein Wunsch sollte aber nicht in Erfüllung gehen, denn

an anderen Morgen erzählte man in der Trinkhalle, der Arzt habe jeden Besuch bei Frau von Saltern untersagt, da er eine sehr ernste Krankheit befürchte.

Als Richard Wendlandt die ehemals so reizende Eugenie im nächsten Sommer wieder sah, war sie fast zur Unkenntlichkeit entstellt. Sie hatte in der Zwischenzeit eine schwere Nervenerkrankung durchgemacht und dadurch ihre so vielbegehrte Schönheit vollständig verloren. Damit war aber auch der Zauber der geheimnisvollen Stunde gebrochen, nie sah man sie vor zehn Uhr eine Gesellschaft verlassen, denn kein verlangender Männerblick streifte jemals wieder ihr entstelltes Gesicht.

Wissenwerte Dinge (Nachdruck verboten.)

England verbraucht beinahe die Hälfte der Teeproduktion der ganzen Welt.

Seit dem Jahre 1898, in dem Frau Curie das Radium entdeckt hat, sind in der ganzen Welt noch nicht 250 Gramm von diesem Element produziert worden.

Leipzig ist der größte Handelsplatz für Felle, an zweiter Stelle steht Nischni-Nowgorod, an dritter London.

In Alaska wird eingefrorene Reimtermilch in Blöcken verkauft.

Der berühmte tausendjährige Rosenstolz aus Don zu Hildesheim wird bereits im 11. Jahrhundert erwähnt.

Die Haut des erwachsenen Menschen wiegt etwa 20 Pfund.

Im britischen Museum sind dreißig Angestellte nur zu dem Zweck da, die über 8 Millionen Bücher enthaltende Bibliothek zu säubern.

Estiados bringen es ohne weiteres fertig, drei Liter Bran an einem Tage zu trinken.

Ein Flug durch Jahrtausende
Wundersame Neujahrs-Erlebnisse. Erzählt von Felix Lorenz

Mit lustigen Bildern von Joachim Grieben (Nachdruck verboten.)

Sagt, Freunde! Glaubt ihr, daß die Welt einmal jung war? Daß auch sie eine Jugend gehabt hat? fragte unser Gastgeber, der Oberbibliothekar Dr. Hans Siegbert Männchen. — „Natürlich!“ riefen wir alle unisono mit dem Brustton der Überzeugung. — Der ewige Student Werner Knochenhauer, dem die Hand am Punschglase festgewachsen war, fügte seufzend hinzu: „D ihr Zweifler! Sie hatte eine köstliche Jugend! Sie war ein reizender, lockig-lockender Bäckfisch, dann eine vollausgeblühte Jungfrau, hierauf kam sie in die kritischen Jahre, und jetzt ist sie eine scheußliche ältliche Matrone! Pfui! Punsch herbei.“

„Ja, wenn man so die Zeiten in Gedanken durchgeht und vergleicht,“ bemerkte Magisterratsekretär und Lyriker Stachpffel, „so könnte man Herrn Knochenhauer beinahe recht geben. Das sieht man vor allem an den schwindenden Idealen.“

„Schwindende Ideale“ — das war das Stichwort für mich, denn auf „schwindenden Idealen“ reite ich zu gern herum. Ich stieg, was mir für den Abend und das Thema am angebrachten schien, auf den Tisch und hielt eine Rede, in der ich den entschwindenden und schwindenden Idealen heiße Tränen nachweinte, glühvolle Schilderungen vergangener, köstlicher Zeiten entwarf und den halben Büchmann — namentlich Schiller — zitierte. Alles lautete gerührt, und als ich mit dem Vers „Schöne Welt, wo bist du? Ach entschwinden —“ schloß, zerquälte mancher eine Träne im Aug, die dann langsam und melancholisch ins volle Glas klatschte.

Wie zwei Uhr saßen wir da, in rückschauendem Männergespräch veranschaulichte Jahrhunderte heraufbeschwörend. Jeder hatte sein Spezialfaktum, das er aus dem Schutt der Zeiten herausholte. Als wir endlich Wunsch- und Punschvoll aufbrachen, waren wir mit allen Ergebnissen der Kulturforschung beladen und von tagenjammerlichen Gefühlen für die Gegenwart erfüllt. Beim Abschied flüsterte mir Dr. Männchen noch zu: daß er sich in Kürze vernählen werde, und daß sein erster Sproßling die Namen Pompejus Crassus Augustus erhalten müsse, denn das goldene Zeitalter Roms werde ihm dadurch wieder lebendig werden. Mit Knochenhauer trat ich auf die Straße, die uns mit ihrer ganzen modernen, färbvollen Nüchternheit schwer auf die Nerven fiel. Mein Begleiter verwünschte die widrige Kultur

und fügte hinzu: „Wer doch wieder ein bißchen rückwärts leben könnte! Das wäre etwas! Ab anitio!“

Damit entschwand er, und ich setzte meinen Weg in der Nacht eine Weile trübsinnig allein fort. Ueberall wogte ein Verkehr wie am Tage. Nach zehn Minuten war ich erstmal drohender Lebensgefahr entronnen, aber da nahte auch schon das zwölfte Verhängnis: ein Automobil fuhr mir in den Rücken und warf mich um.

Mühsam, doch unverletzt, erhob ich mich, wobei mich ein fremder Herr unterstützte. Da ich meinem Born irgendwie Luft machen mußte, schrie ich meinen Helfer an: „Zum Teufel, hätten Sie mir nicht früher beispringen können?“

„Wie rash Sie mich gleich erkennen!“ besetzte lächelnd der Fremde, der ein seltsam mageres Gesicht hatte. „Seien Sie froh, daß ich gerade da war, denn ohne mich wären Sie wahrhaftig zu mir gegangen!“

„Was Sie sagen!“ rief ich verduht, „Sie wären —“

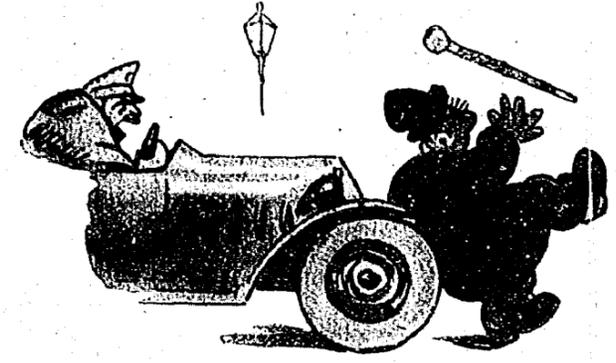
„Herr Asmodi oder Herr Natos oder wie mich sonst die Romanschreiber nennen! Es kommt auf eins raus, ich überlasse es Ihnen. Manchmal komme ich auf ein Stündchen nach oben, um die schönen Kulturfortschritte dieses Erd-

fortschritte!“ rief ich empört. „Der Teufel hole Ihre Kulturfortschritte!“ rief ich empört. „Ich wollte, ich wäre lieber ein Pfahlbaumensch als Kulturforscher! Keine Seele kann heutzutage mehr in Ruhe und Zufriedenheit leben! Die Kultur, die Technik mit ihren Turbinen, Motoren, Autos und Luftfahrzeugen frist uns einfach auf, verfluche Sie! Hunderttausend Pflichten und Aufgaben warten an allen Ecken und Enden auf uns, und — es ist, um aus der Haut zu fahren!“

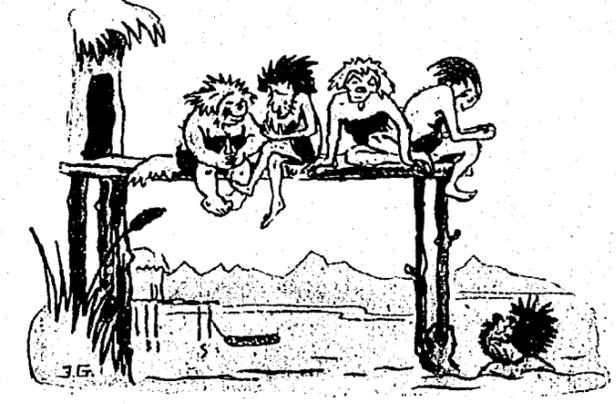
„Fahren Sie!“ sagte der andere lakonisch. „Fahren Sie auf ein paar Stunden in ein paar andere Hante! Hier haben Sie das Mittel dazu!“

Und er schob mir, ehe ich's verhindern konnte, eine dicke Pille in den Mund, die sich sofort auflöste. Zugleich war der merkwürdige Gesell' auch schon verschwunden.

Ich lag mitten im Bierwaldstätter See, was mir weiter gar nicht verwunderlich vorkam. Ich schwamm vergnügt unher und ließ die Sonne auf meinen Rücken scheinen. Als ich mich



„ein Automobil fuhr mir in den Rücken!“



„es waren meine Frauen!“



„ein riesiger Gaukler machte mir seinen Besuch“